Feuilleton.

Der Weg zum Glück.

Roman von Levin Schücking.

(Fortsetzung.)

Welch elender Mensch! rief Beltram aus und machte sich damit ein wenig Luft, denn der Gedanke, wozu ihn Boto verführt, lag nach diesen Eröffnungen Montenglaut's mit Centnerschwere und höchst beschämend und demüthigend auf seiner Brust.

Gewiß, es ist abscheulich, sprach Baron Jauffroi weiter. Als Freund des Hauses Chevaudun glaube ich nun das Recht zu haben, dem Herrn von Gohr die Briefe zu entwinden und Fräulein Eugenie damit den höchsten Dienst zu leisten.

Gewiß haben Sie das—es ist nur Ritterpflicht, sagte Fanny pathetisch.

Mich freut, daß Sie das anerkennen, fiel Jauffroi ein, und ich hoffe nun, Sie schlagen mir nicht zum zweiten Male die Bundesgenossenschaft aus, die Sie mir vorhin weigerten....

Gewiß nicht! sagte Fanny eifrig. Aber was können wir dabei thun?

Vielleicht erwiederte Jauffroi nachdenklich, können Sie mir ein wenig in der Richtung Ihres Berufes dabei helfen, Fräulein—ich bin überzeugt, daß Sie vortrefflich die Rolle einer Freundin von Fräulein Eugenie von Chevaudun spielen würden—abgesandt, um jene Briefe an sich zu nehmen und in Sicherheit zu bringen—aus diesen Zeilen da ließe sich vielleicht eine Art Beglaubigungsschreiben für Sie machen—würden Sie dazu bereit sein .... aus Dankbarkeit für die Großmuth der Dame, die sich Ihnen gewiß tief verpflichtet fühlen würde?

Wie können Sie fragen? versetzte Fanny.

Nun wohl, entgegnete Montenglaut, so lassen Sie mich mit mir zu Rathe gehen. Ich werde vorher mit unserem Widerpart noch eine Unterredung haben. Ich habe vielleicht ein Mittel in Händen, ihm ohne das die Briefe abzugewinnen—ich habe ihm einen Kaufpreis dafür zu bieten, dem er vielleicht nicht widersteht—wo nicht, so müssen Sie helfen, Fräulein Fanny.

Ich werde helfen!

So sage ich Ihnen den wärmsten Dank! Ich bin überzeugt, ich kann auf Sie zählen, schloß der Baron, aufstehend; ich werde mich morgen um Mittag bei Ihnen einstellen, um nöthigenfalls den Kriegsplan genehmigen zu lassen, den ich mir ausdenken werde.

Wir werden alles genehmigen, was Sie festsetzen! entgegnete Fanny eifrig.

Es war spät geworden, und nach einigem Hin- und Widerreden bemerkte der Baron Montenglaut, nachdem man sich so gut kennen gelernt, werde Fräulein Fanny wohl nicht darauf bestehen, den Hahnenschrei abzuwarten, und Fanny erwiederte, daß sie ganz einverstanden sei, diese Probe bis auf einen anderen Tag aufzuschieben. So trennte man sich.

Es war am anderen Morgen. Dankmar hatte sich entschlossen, noch diesen und den folgenden Tag den Sehenswürdigkeiten Neapels zu widmen. Am dritten Tage wollte er die Heimreise antreten. Er hatte keine Ruhe mehr in der Fremde. Er vermochte es nicht mehr, seine Gedanken zu fesseln an das, was ihn umgab, er sah, ohne zu sehen—seine ganze Seele war daheim, und in die Heimath zog es ihn unwiderstehlich zurück.

Er hatte eben ein Billet geschrieben, worin er dem Capitän Schmieder seinen Wunsch mittheilte, am dritten Tage die Rückreise antreten zu können, und wollte sich nun zu einer Fahrt nach Pompeji, die den Tag ausfüllen sollte, rüsten, als es an seiner Thür klopfte und zu seiner Verwunderung auf sein Herein! der Baron Jauffroi von Montenglaut eintrat.

Nach der Weise, in welcher wir uns gestern getrennt haben, ist es Ihnen unerwartet, mich noch einmal zu sehen, sagte der Baron sehr ruhig und gehalten.

Das ist es allerdings, versetzte Dankmar kühl.

Dennach hoffe ich, daß Sie mir ein kurzes Gehör schenken, fuhr Montenglaut fort, auch wenn ich Ihnen sogleich offen gestehe, daß ich in derselben Angelegenheit und in der Hoffnung, jene Briefe von Ihnen zu erhalten, zu Ihnen komme.

Dankmar deutete auf einen Stuhl, den er herbeischob. Ihnen in dieser Angelegenheit Gehör zu schenken, Herr Baron, sagte er, sehen Sie mich vollständig bereit, wenn ich Ihnen auch mit gleicher Offenheit gestehe, daß ich nicht absehe, wozu eine erneute Verhandlung darüber führen soll.

Der Baron setzte sich, und während Dankmar ihm gegenüber Platz nahm, erwiederte er: Ich hoffe dagegen, daß eine erneute Verhandlung darüber uns zum vollständigsten Einvernehmen führen wird. Ich war gestern ein wenig stürmisch und heftig in meinem Begehren—ich vergaß, indem ich von Ihnen forderte, dagegen auch zubieten—und doch ist in meinem Besitze ein Preis, den ich Ihnen bieten kann und der Ihnen vielleicht der Annahme werth erscheint....

Ein Preis? Und was könnten Sie mir bieten, was mich verführte, etwas zu thun, was ich nicht thun würde, wenn mir die ganze Welt geboten würde!

So hoch schätzen Sie diese Correspondenz Eugeniens von Chevaudun? sagte der Baron sarkastisch mit einem giftigen Blicke seiner dunkeln Augen.

Wie hoch ich diese Correspondenz schätze, kann zunächst unerörtert bleiben, wenn es hinreicht, daß kein Preis mich zu einem unwürdigen Handel verführen würde.

Ziehen Sie nicht vor, ehe Sie solche Betheuerungen machen, erst anzuhören, worin denn der Preis, der Ihnen geboten wird, besteht!

Nun, wenn Sie durchaus wollen—ich höre!

Es ist ein Document in meinem Besitze, welches für Sie vom höchsten Werthe sein muß. Sie sind Nachbar der Familie Edern, Freund eines Herrn von Burghaus, nicht wahr?

Allerdings.

Dieser Herr von Burghaus verkehrte in letzter Zeit so viel in Ihrem Hause, daß man in Ihrer Gegend ihn für den Verlobten Ihrer Schwester hält?

Auch das mag wahr sein, und ich staune über die Genauigkeit, womit Sie Sich über meine Verhältnisse zu unterrichten gewußt haben.

So hören Sie weiter!

Sie haben mich in der That gespannt gemacht....

Als ich das letzte Mal den Baron Chevaudun sprach, fuhr Montenglaut fort, und ihm meine Absicht ausdrückte, auf einer weiteren Reise, für welche ich kein bestimmtes Ziel anzugeben wußte, als etwa Kairo oder Konstantinopel, Zerstreuung zu suchen, sagte er mir, daß er mir ein bestimmtes Ziel dafür geben wolle, wenn mir daran gelegen sei, ihn auf eine Weise zu verpflichten, die für mich mit keinem Opfer irgend eines vorher bestimmten Reiseplanes verbunden sei. Wenn es Ihnen einerlei ist, wohin Sie gehen, sagte er, so können Sie auch, um mir einen Gefallen zu thun, zum Berge Athos gehen.

Gewiß, versetzte ich—aber was ums Himmels willen soll ich auf dem Berge Athos, von dem ich bis auf diese Stunde kaum die Existenz gekannt habe?

Sie sollen, antwortete mir der Baron, auf diesem Berge, und zwar in einem der darauf liegenden Klöster, deren es dort ein ganzes Schock, glaub' ich, gibt, nach dem Nachlasse eines deutschen Barons forschen. Das Kloster heißt die Abtei Laura, der Baron hieß Nesselbrook, und der Nachlaß enthält vielleicht eine letztwillige Verfügung oder ein Testament des alten Herrn, für dessen Herbeischaffung sich meine Tochter Eugenie lebhaft interessirt. Sie verlangt von mir, ich solle dort Nachforschungen anstellen lassen—aber wie kann ich das? Ich halte keinen Gesandten in Athen oder Konstantinopel, den ich hinschicken könnte!

Und weßhalb, fragte ich, interessirt sich Fräulein Eugenie dafür in so hohem Maße?

Weiß ich es? erwiederte der Baron Chevaudun. Sie hat, scheint es, eine Familie kennen gelernt, deren Schicksal davon abhängt, daß ein solches Testament aufgefunden wird—also, wollen Sie, wenn Sie etwa Konstantinopel zu Ihrem Reiseziele machen, mir den Gefallen thun, den Berg Athos zu berühren, das Kloster Laura zu besuchen, nach dem Nachlasse des Barons Nesselbrook zu forschen und, wenn Sie glücklich in diesen Nachforschungen sind, das gesuchte Document zurückzubringen? Empfehlungsschreiben kann ich Ihnen besorgen.

Sie können denken, daß ich den Auftrag des Barons mit der größten Bereitwilligkeit annahm. Ich machte sofort den Berg Athos zu meinem ausschließlichen Reiseziele. Ich erreichte ihn über Athen und Thessalonich, und, mit einer Empfehlung des Patriarchen von Athen versehen, fand ich in der Abtei Laura die zuvorkommendste Aufnahme von Seiten der Väter des heiligen Basilius. Man erzählte mir von dem deutschen Baron, von seinen Lebensgewohnheiten, seiner Gelehrsamkeit, seiner Güte für die Brüder, und da man sah, daß es mir nicht darum zu thun war, das zu reclamiren, was in seinem Nachlasse etwa von reellem Werthe gewesen, sondern nur seine Schriften, so öffnete man mir bereitwillig die drei kleinen Zellen, welche einst seine Wohnung gebildet; sie hatten unbewohnt gestanden seit seinem Tode, sie sahen nackt, dürftig, trist genug aus, denn in das, was sie einst wohnlich und behaglich gemacht, hatten sich die frommen Weltüberwinder längst getheilt; aber auf dem Steinboden der mittleren Zelle lag ein kleiner, wirr durch einander geworfener Haufen von Briefen, Büchern, Schriften, von einer dicken Staublage bedeckt, von Mäusen benagt und von Insecten durchkrochen. Dieser Theil des Nachlasses des guten Barons wurde mir zur freien Verfügung gestellt, und nachdem man mir ein paar Teppiche daneben gelegt, begann ich die Untersuchung dieses kleinen Chaos, die mich sehr bald zu dem führte, um was es sich handelte. Es war ein leichtes, auf irgend einem Mauth-Bureau eröffnetes und dann wieder eingesiegeltes, also vom Empfänger noch unerbrochenes Päckchen, nach den Poststempeln und den Bemerkungen auf der Adresse über Triest und durch die Hände des österreichischen Consuls in Thessalonich gekommen—wahrscheinlich hatte es das Kloster Laura erst erreicht, als der alte Herr schon gestorben war.

Als ich es erbrach, fand ich darin ein paar lange, über theologische und philosophische Fragen handelnde Briefe—der Name eines Bischofs stand am Ende des einen—und daneben das gesuchte Testament. Dieses Testament erinnert ein wenig an das des Königs Richard Löwenherz, der seine Laster sehr großmütig als Legate aussetzte—der alte Baron vererbt darin zunächst seine Gedanken und seine Ueberzeugungen, die mancher fromme Mann nicht anstehen würde, schlimmer zu nennen, als König Richard's Laster—endlich zum Schlusse sein Vermögen, und zwar an einen Enkel des Namens Gundobald Burghaus. Das Testament scheint mir alle Erfordernisse der Gültigkeit zu haben, es ist eigenhändig geschrieben und von sieben Zeugen mit unterschrieben und gesiegelt.....

Und dieses Testament also haben Sie? unterbrach hier Dankmar die Erzählung des Barons Montenglaut.

Dieses Testament habe ich, versetzte er. Ich habe es an mich genommen und wollte es dem Baron Chevaudun übergeben, sobald ich daheim war—in die Heimath mußte ich ohnehin noch einmal zurück, wenn ich auch den Gedanken, der mir auf jenem heiligen Berge kam, dort mein Leben zu beschließen, ausführte—, nun aber will ich dieses Testament, welches hier in meiner Brusttasche steckt, Ihnen übergeben—es ist der Preis für Eugeniens Briefe, und den Werth, den dieser Preis für den Verlobten Ihrer Schwester, also auch für Ihre Schwester und für Sie hat, werden Sie am besten selbst schätzen können.

Dankmar von Gohr sah ihn eine Weile mit großen und fast erschrockenen Augen an. Ich kann den Werth des Documentes schätzen, sagte er; darin haben Sie Recht! Aber es annehmen kann ich nicht!

Sprechen Sie Ihren Entschluß nicht zu rasch aus, nicht ohne nachgedacht zu haben, was Sie thun! Fragen Sie Sich, ob Sie das Recht haben, das Glück Ihrer Schwester so kurzweg für immer zu vernichten! Denn vernichtet ist es damit—ich werde, wenn Sie bei Ihrer Weigerung verharren, das Testament verbrennen und Chevaudun sagen, ich hätte es nicht gefunden!

Ich glaube in der That, Sie wären dazu im Stande, Baron, versetzte Dankmar, und ich würde Sie nicht hindern können, wenn Sie eine solche frevelhafte That vor Sich verantworten zu können glauben....

Zweifeln Sie nicht daran, daß ich es thun würde! fiel Jauffroi ein.

Aber diese Rücksicht darf mich nicht irre machen, darüber bin ich mir vollständig klar!

Also Sie opfern in dem rücksichtslosesten Egoismus das Glück Ihres Freundes, Ihrer Schwester, die ganze Zukunft dieser Leute der Sorge, Fräulein Eugenie von Chevaudun zu mißfallen, der leeren Hoffnung, ihr Herz zu erobern, mit Einem Worte, Ihrer verliebten Thorheit auf? Es ist das sehr brüderlich, sehr vernünftig, sehr edel gehandelt!

Wie es gehandelt ist, darüber müssen Sie mich entscheiden lassen—Sie sind nicht mein Gewissensrath!

Nein, leider nicht; leider sind Sie ohne Gewissensrath in einem Augenblicke, wo Sie eines solchen in hohem Grade bedürften!

Auch das ist nicht Ihre Sache, Herr von Montenglaut, und so glaube ich, können wir unsere Unterhaltung beenden!

Dankmar stand auf.

Auch der Baron Montenglaut erhob sich. Wir können sie beenden, sagte er; doch bin ich nicht abgeneigt, Ihnen eine Frist zu geben, Sich über meinen Vorschlag zu besinnen.

Auch das ist unnöthig; Sie werden nie eine andere Antwort von mir erhalten, als die ich gegeben habe.

Sie sind ein hartnäckiger Mensch, Herr von Gohr—ich fürchte, Sie werden Ihre Hartnäckigkeit eher bereuen, als Sie denken!

Dankmar anwortete nicht. Er machte eine stumme Abschiedsverbeugung, welche hinreichend andeutete, daß er eine weitere Unterhaltung nicht wünsche.

Montenglaut nahm langsam und zögernd seinen Hut; doch schien er zu unterdrücken, was er noch sagen wollte, verbeugte sich leicht und stolz und ging.

Er ließ Dankmar in nicht geringer Aufregung zurück. Aber war es denn für ihn möglich gewesen, sich anders zu entscheiden? Er durfte die Briefe Eugeniens nicht Montenglaut verkaufen; er hatte kein Recht dazu, es wäre ein Verrath gewesen—und an dieser Thatsache änderte die Höhe des Kaufpreises, der ihm geboten wurde, nichts, gar nichts. Hätte man ihm eine Krone geboten für jene Briefe, er hätte sie nicht nehmen dürfen, und er hätte sie also auch nicht genommen.

Nichts desto weniger hatte die Sache ihn innerlich aufs tiefste erschüttert und erregt; er verhehlte sich die Folgen seines Entschlusses nicht,— nicht daß der Baron Montenglaut wirklich schlecht genug sein könne, seine Drohung auszuführen und das Testament zu vernichten.

Der Gedanke daran verließ ihn den ganzen Tag nicht; er gab den Ausflug, den er zu machen im Begriffe gewesen, nicht auf; er fuhr zu der merkwürdigen Todtenstadt, welche er sich heute zu sehen vorgenommen. Aber alle seine Sinne waren befangen, jeder Schlag seines Herzens bedrückt an diesem heißen, schweren, peinvollen Tage; und müde, abgespannt, eine Menge verworrener Bilder im Kopfe, die mehr aus einem Traume wie aus der Wirklichkeit herübergenommen zu sein schienen, kehrte er endlich in die Stadt zurück.

Er fühlte nichts von dem Glücke in sich, welches das Bewußtsein, einer großen Versuchung widerstanden zu haben, geben soll.

Die Briefe hatte er bei sich behalten. Er hielt sie nach reiferer Ueberlegung so für gesicherter, als wenn er sie nach dem Schiffe zurückbrachte. Wer würde sie dort so hüten, wie er selber? Auch hatte er jetzt, nach Herminnes letzter Mittheilung, ja eine Art Recht auf diese Briefe!

Als er am Abende ziemlich spät seine Wohnung wieder erreicht hatte, gab er seiner Wirthin den Auftrag, ihm einige Erfrischungen zu senden, um das Haus nicht wieder verlassen zu brauchen. Dann war er noch eine lange Zeit auf und ab gegangen und hatte endlich sich zur Ruhe begeben.

Daß die Thür zwischen seinem und des Barons Zimmer fest abgeschlossen sei, davon hatte er sich bereits am gestrigen Abende überzeugt. Die Thür auf dem Corridor verschloß er so gut es sich thun ließ, und die Briefe Eugeniens legte er unter sein Kopfkissen.

Er lag noch lange, trotz seiner Müdigkeit, ohne einschlummern zu können, und hörte die Mitternachtsglocken schlagen. Dann entschlief er und erwachte nach einer Pause, über deren Länge er sich keine Rechenschaft geben konnte, wieder. Er glaubte, im Nebenzimmer, in dem, welches der Baron Jauffroi von Montenglaut bewohnte, Geräusch zu hören. Es war, als ob dort leise geflüstert würde; es schien als ob eine Frauenstimme unter den anderen vernehmbar sei.

Dankmar reichtete sich ein wenig auf, um besser zu hören. In diesem Augenblicke wurde an seine Thür geklopft, an die Thür, welche auf den gemeinsamen Corridor ging. Ohne zu antworten, griff Dankmar nach dem Feuerzeuge auf seinem Nachttische, um Licht zu machen. Bevor er es zu Stande gebracht, wurde—es schien, mit Hülfe eines Hauptschlüssels—die Thür geöffnet, und zu seiner größten Ueberraschung trat eine junge Dame in sein Zimmer, eine ihm völlig unbekannte Gestalt, in einem dunkeln Seidenkleide und einem Strohhute mit zurückgeworfenem Schleier; zwei Männer, von denen jeder einen Leuchter mit brennender Kerze trug, füllten hinter ihr den Rahmen der Thür; als Dankmar's Auge auf sie fiel, erkannte er in dem einen den Baron Jauffroi.

Die Dame trat sehr entschlossen auf sein Bett zu und sagte mit einer hellen, kecken und doch nicht ganz sicheren Stimme: Mein Herr, es ist eine sehr späte Stunde, um einen Besuch zu machen, aber ich habe einen Auftrag an Sie, der keinen Aufschub leidet! Ich bin von meiner Freundin, Fräulein Eugenie von Chevaudun, abgesendet, mir eine Anzahl von Briefen aushändigen zu lassen, welche, wie sie sich plötzlich zu ihrer Beunruhigung entsonnen hat, bei ihrer letzten Fahrt auf der Miranda zurückgeblieben sind und die sie das dringendste Verlangen hegt, wieder in ihrem Besitze zu wissen. Zufällig vernahm ich von dem Baron von Montenglaut, einem Bekannten, dem ich hier begegnete und der die Güte hatte, mich hieher zu begleiten, daß diese Briefe von Ihnen aus dem Schiffe fortgenommen sind. Haben Sie die Güte, dieselben mir zu übergeben.

Dankmar hatte nach der ersten Ueberraschung Zeit gefunden, sich vollständig zu fassen. Die lange Rede der fremden Dame gewährte sie ihm. In das Antlitz des hinter dem Baron Jauffroi jetzt ins Zimmer getretenen Mannes blickend, sagte er: Wer ist der zweite Herr dort? Wenn ich nicht irre, Herr von Beltram? — Sie erscheinen, Madame, mit zwei Zeugen für die Wahrheit Ihres Vorgebens, die sehr gut gewählt sind! Ich muß in der That annehmen, daß Fräulein Eugenie von Chevaudun geheime Aufträge an Leute wie die Herren von Beltram und Montenglaut und Damen, die ich mit ihnen verbündet sehe, gibt!

Ich weiß nicht, welchen Einfluß es auf die Sache haben kann, wenn diese Herren die Güte hatten, mich zu begleiten! versetzte Fanny schnippisch. Ich konnte in der Nacht nicht allein kommen, und doch mußte ich noch in dieser Nacht kommen, weil ich von Montenglaut vernommen, daß Sie vielleicht in der Frühe abreisen würden!

Dann hat Herr von Montenglaut Ihnen etwas gesagt, was gerade so wahr ist wie das, was Sie mir eben gesagt haben.

Wie, mein Herr, Sie....

Ich glaube nicht an Ihren Auftrag!

So glauben Sie an die schriftliche Vollmacht, welche ich bei mir führe!

Lassen Sie sie sehen! versetzte Dankmar.

Fanny zog ein Papier aus einer Falte ihres Kleides hervor und hielt es Dankmar hin.

Da ist sie!

Dankmar nahm das Blatt; es war ein ziemlich zerknittertes Billet, worauf mit Eugeniens Schriftzügen geschrieben stand: „Wenn Sie das eingeschlossene Papier einem Bankhause in Ihrer Stadt vorzeigen, so wird man Ihnen das Geld, welches Sie zu Ihrer Reise ins Land des ewigen Sonnenscheins, der goldnen Früchte, winkend zwischen dunklem Laub, bedürfen, auszahlen. Gott geleite Sie—denken Sie an ihn, und er wird Sie schützen. Bringen Sie mir nur um jeden Preis meine Briefe zurück! A n n a M o r e l l."

Das Billet hatte keinen Ort, kein Datum.

Das Billet ist falsch, sagte Dankmar ruhig, nachdem er es überflogen.

Herr von Gohr, rief jetzt Montenglaut vortretend aus, ich kann nicht dulden, daß Sie diese Dame, die unter meinem Schutze steht, beleidigen! Liefern Sie ihr die Briefe aus, die sie ein Recht hat, zu fordern!

Sie hat kein Recht, ich weiß das in Folge von Nachrichten, die ich erst gestern erhielt! Ich durchschaue den ganzen Anschlag, der von Ihnen ausgeht, und Sie werden die Briefe nicht erhalten, mein Herr Baron!

Auch Beltram war jetzt vorgetreten, während ihm Fanny den Leuchter aus der Hand genommen. Die beiden Männer standen mit drohenden Mienen vor Dankmar, der aufgerichtet auf seinem Lager saß; Fanny suchte mit dem Lichte in der Hand auf dem Schreibtische Dankmar's, riß hastig die Schubladen, welche sich darin befanden, auf; Baron Jauffroi aber rief im nächsten Augenblicke aus:

Hier sind die Briefe!

Er griff unter das Kopfkissen Dankmar's das bei einer Bewegung des letzteren sich verrückt hatte und die darunter liegenden Papiere zeigte.

Dankmar fuhr mit der Kraft eines Löwen auf; er erfaßte Montenglaut's Oberarm mit der einen, seine Brust mit der anderen Hand und schleuderte ihn fünf Schritte weit in das Zimmer zurück. Im selben Augenblicke sprang er aus dem Bette und stürzte sich auf Beltram, der den Moment dieses Ringens benutzen und sich der Briefe bemächtigen wollte; er faßte ihn an der Gurgel und warf die zerbrechliche Gestalt wie ein Kind zu Boden. Dann griff er, als der nächsten Waffe, welche in seinem Bereiche war, nach dem großen, schweren Leuchter auf seinem Nachttische—aber im selben Augenblicke auch fühlte er in der rechten Seite einen gelinden Schmerz, sah etwas zu Boden fallen — Montenglaut stand wieder dicht vor ihm, mit der Rechten nach seinem Halse fahrend. Dankmar führte noch einen heftigen Schlag mit dem Leuchter nach ihm—Montenglaut wich dem Schlage geschickt aus—Dankmar aber sah plötzlich Alles vor seinen Augen in Dunkel und Nacht verschwimmen—seine Augenlider schlossen, seine Sinne verwirrten sich, auf den Betteppich niedersinkend, hatte er nur noch ein Gefühl von etwas Feuchtem. in das seine Hand faßte—dann waren seine Sinne dahin; er lag auf dem Teppich, die Hand, der die Waffe, der Leuchter, entglitten war, krampfhaft in die rechte Seite gedrückt, aus welcher ein Blutstrom hervorquoll.

Bis er nach einer Weile wieder zur Besinnung kam, begann die erste Helle des Morgens in sein Zimmer zu dämmern. Er war allein und Alles um ihn her war still. Der wüste Lärm der vorhergegangenen Scene hatte Niemanden in dem großen, leer stehenden Hause beunruhigt oder erweckt. Dankmar schleppte sich zu der Klingelschnur, um seine Wirthin zu seiner Hülfe herbeizuziehen.

Die Briefe Eugeniens waren verschwunden.

Eine Gruppe von drei jungen Damen stand an einem großen Tische von gebohntem Eichenholze, der die Mitte eines weiten, großen und höchst eigenthümlich eingerichteten Salons einnahm. Unten in der kürzeren Wand befanden sich zwei Flügelthüren von geschnitztem Eichenholze, zwischen denen sich ein großer Kamin mit einem weit vorspringenden, wappen- und figurengeschmückten und von hohen Karyatiden getragenen Rauchfange erhob. Wer durch eine dieser Thüren eingetreten, sah die Länge des Raumes hinunter, rechts sowohl wie links, eine Fensterreihe, und am entgegengesetzten Ende eine bereite, erhöhte Estrade, von der ein paar Stufen in einen großen und tiefen Erker führten, dessen breite Fensterflächen mit Glasmalereien in den leuchtendsten Farben gefüllt waren.

Von den Längenwänden zur Rechten und Linken aus sprangen je zwei und zwei niedrige, etwa tischhohe Büchergestelle vor, die mit Folianten und Quartanten in schweren, alten Einbänden gefüllt waren.

Am Ende dieser vorspringenden, niederen Repositorien lag auf jedem eine schöne, von Künstlerhand aus demselben Eichenholze, woraus die Möbel bestanden, geschnitzte Sphinx, so daß man, durch diesen Saal dem Erker zuwandelnd, unwillkürlich an jene Pfade erinnert wurde, die einst auf die Tempel Aegyptens zuführten. Auf diese Art war der ganze Raum in drei Abtheilungen gegliedert, und in der mittleren dieser Abtheilungen waren rechts links an den Längenwänden des Saales zwei hohe Epheulauben über Gitterwerk aufgezogen, zwei Capellen in diesem kirchenhaften Raume, und im Hintergrunde dieser Capellen stand rechts eine Statue der Isis, mit ihrer Lotosblume auf dem Haupte, und links eine männliche, den Finger auf die Lippen legende Gestalt—so daß sich aus der Tiefe ihrer grünen Tempelzellen die Götter der Wahrheit und—des Schweigens einander anblickten.

Es mußte ein eigenthümlicher Geist bei der Einrichtung dieses, mit dunkelgrünen Tapeten und dunkelgrünen Vorhängen bekleideten und mit einfachen Möbeln aus polirtem Eichenholze versehenen Raumes gewaltet haben. Im Ganzen rief er den Eindruck eines Rittersaales in einem feudalistischen Schlosse durch seine Dimensionen, seinen Erker, seinen altväterlichen Kamin und seine Glasmalereien hervor. Die weißen Götterbilder aber lockten in eine völlig verschiedene Gedankenregion, aus der die Abtheilung in die heilige Dreizahl stammen mochte, wobei am oberen Ende unter dem hellen, gewaltigen Erkerfenster an den Cultus des Lichtes, am unteren, den Heerd umfassenden an den des Feuers und im mittleren, unter den dunkeln Epheulauben, an den der Wahrheit und des Mysteriums, das die Isis hütet, gedacht werden konnte. Daß der Freiherr von Nesselbrook—denn von ihm rührte die Einrichtung des Saales her—sich dabei mit allegorischen Gedanken getragen, bewiesen die zwei Gemälde, welche den oberen und den unteren Theil des Raumes schmückten. In dem oberen, dem Theile des Lichtes, sah man eine schöne Landschaft mit zwei nackten Menschen und allerlei Gethier darin, ein Bild des Paradieses, über dem die Sonne emporflammte, um Wärme und Leben über diese schöne, reine, jungfräuliche Welt auszuströmen. In der letzten Abtheilung, der des Feuers, hing eine figurenreiche, aber abstoßende Darstellung, worauf sich im Mittelgrunde ein Scheiterhaufen mit armen, geknebelten Menschen befand: eine mittelalterliche Ketzer- oder Hexenverbrennung.

Das Leben gebende Licht ist durch den Sündenfall zum bösen, verzehrenden Feuer geworden, pflegte der Baron Nesselbrook seinen Freunden zu erklären.

Dieser Saal und das Schloß Dornegge, auf dem einst der berühmte Baron gehaust, war mit allem, was dazu gehörte, seiner alterthümlichen Einrichtung, seiner Bibliothek, seinen Aeckern, Wiesen und Wäldern, „wie es steht und liegt und nichts davon ausbeschieden", jetzt das Eigenthum Eugeniens von Chevaudun. Die Gräfin Edern hatte, als sie die Erbin desselben geworden, es verkauft, um mit dem Erlöse ihres Gatten Stammgüter von den darauf haftenden Schulden zu befreien; seitdem war es durch mehrere Hände gegangen und zuletzt einem Güterspeculanten zugefallen, der dafür 120,000 Thaler verlangt und von dem Gundobald Burghaus durch entschlossene und geschickte Ausführung des Auftrages, für Eugenie abzuschließen, es für 105,000 Thaler erhalten hatte.

Eugenie hatte das Verlangen gefühlt, ganz ihre eigene Herrin auf ihrem eigenen Grunde und Boden zu sein; sie fand eine Befriedigung darin, die Bewohnerin des Hauses zu werden, in welchem der merkwürdige Freiherr, dessen Gestalt in so hohem Grade ihr Interesse erregt, so lange gehaust und sein eigenthümliches Gedankenleben gesponnen hatte. Sie fühlte sich diesem seltsamen Manne wie innerlich verwandt, alles, was der Geistliche Rath ihr in der letzten Zeit von ihm erzählt, hatte dieses Gefühl erhöht, es lag ihr unbewußt wie ein Wunsch in der Seele: sie hätte diesen gedankenreichen, grübelnden, suchenden Geist, den die Ahnung der Wahrheit, wenn nicht getödtet, doch aus allen seinen Kreisen geschleudert hatte, dem das aufgehende Licht zu dem verzehrenden Feuer geworden, das seine ganze Existenz vernichtet hatte, zum Vater haben mögen!

Sie hatte Hermine von Gohr, für welche sie kein Geheimniß mehr hatte, vermocht, mit ihr Schloß Dornegge zu beziehen. Der Rath Zander hütete und verwaltete unterdeß mit leichter Mühe das kleine Haus Gohr.

Hermine, die ihr abgerathen, sich mit den Lasten und Mühen, welche ein so großer Besitz auferlege, eine Fessel zu schmieden, hatte sich gefallen lassen müssen, ihr einen Theil dieser Lasten und Mühen abzunehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Valerie.

Roman von Gustav vom See (Struensee).

(Fortsetzung.)

Gar keine Neigung zum Studiren! rief Alten mit unverhohlenem Erstaunen. Was heißt das, was heißt das, weßhalb hast du denn das Gymnasium durchgemacht?

Glauben Sie, daß mir das nicht nützlich gewesen ist und nützlich sein wird für das ganze Leben? Eine tüchtige Schulbildung ist die Grundlage für jeden Lebensberuf; alles Andere läßt sich später erlernen und nachholen, diese niemals mehr. Das hat uns der Herr Director oft gelehrt, und ich bin vollkommen überzeugt, daß er Recht hat. Wer sich eine gründlich Schulbildung erworben hat, der kann Alles werden, sagte er, wenn er befähigt und fleißig ist, sonst bleibt er immer mehr oder weniger ein Roturier; deßhalb benutzt diese Zeit, welche niemals wiederkehrt und die unwiederbringlich verloren ist, wenn ihr sie vergeudet.

Er mag schon Recht haben, erwiederte Alten nicht ohne Verlegenheit auf diese Schulweisheit athmende Phrase, da er selbst eine derartige Bildung nicht genossen, er mag schon Recht haben, und deßhalb ist es gut für dich, daß du dies alles gelernt hast.

Aber ich brauche deßhalb doch nicht zu studiren.

Nun, was willst du denn werden? Weßhalb hältst du damit so lange hinter dem Berge und sprichst dich nicht offen aus?

Kaufmann, erwiederte Friedrich mit leiserer Stimme, Kaufmann — wenn Sie nicht dagegen sind.

Kaufmann? wiederholte Alten fast erschreckt, aber doch zugleich von dem Gefühle innerer Freude durchzuckt. Du—Kaufmann?

Ja, lieber Onkel, sprach Friedrich jetzt lebhafter weiter, ich habe es immer gewollt, das heißt, so lange ich über mich nachgedacht, seit ich in Prima war. Ich habe große Neigung zum Kaufmann, zu dem, was Sie sind; was könnte ich Besseres thun, als Ihrem Beispiele zu folgen und Ihnen ähnlich werden?

Das ist Thorheit, Fritz, sagte Alten, nachdem er eine Weile geschwiegen und nachgedacht—Thorheit. Wenn du mich auch lieb hast, wovon ich überzeugt bin, so hast du doch nicht nöthig, denselben Beruf zu erwählen, wozu du gar nicht einmal passest, — wozu du auch keine rechte innere Neigung hast.

Glauben Sie das nicht, Sie täuschen Sich, ganz bestimmt. Ich wollte es Ihnen nicht eher sagen, bis ich das Abiturienten-Examen gemacht hätte, denn ich würde mich geschämt haben, früher vom Gymnasium abzugehen; aber so lange ich in Prima gesessen, war es mein fester Entschluß. Deßhalb habe ich auch das Französische so eifrig betrieben, und wenn meine Aussprache auch noch mangelhaft sein mag, so kann ich jetzt doch fehlerfrei Französisch schreiben und sprechen. Auch die doppelte Buchführung habe ich erlernt—heimlich, setzte er leiser und erröthend hinzu. Sie sollten es nicht früher erfahren, aber Sie können mich auf die Probe stellen. Deßhalb, lieber Onkel, fuhr er dringender und Alten's Hand ergreifend fort, deßhalb erfüllen Sie meinen Wunsch, lassen mich Kaufmann werden und nehmen mich in Ihr Comptoir!

Du hast die doppelte Buchführung erlernt, Junge, und könntest fertig Französisch schreiben? fragte Alten, seinen Schützling mit freudigen Blicken betrachtend.

Habe ich Ihnen jemals eine Unwahrheit gesagt?

Nein, das hast du niemals, niemals—und ich nehme dich in das Comptoir—ja, es macht mir eine große Freude, die größte, welche ich seit langer Zeit gehabt habe.

Friedrich, auf das tiefste bewegt, versuchte es, seinem Wohlthäter die Hand zu küssen; dieser aber zog ihn an seine Brust und hielt ihn lange fest in stummer Umarmung.

Unter den Hausgenossen erzeugte diese so überraschend eingetretene Feststellung von Friedrich's fernerem Beruf verschiedenartige Empfindungen. Alten's Frau, obgleich sie sich an die Anwesenheit des fremden Knaben gewöhnt, der ihr niemals Veranlassung zur Unzufriedenheit gegeben, hatte doch mit stiller Freude dem Zeitpunkte entgegen gesehen, wo er endlich das Haus verlassen und dann wahrscheinlich nicht mehr als dessen dauernder Bewohner zurückkehren würde. Sie vermochte es nicht über sich zu gewinnen, ihre Enttäuschung ganz zu verbergen, und überhaupt niemals herzlich gegen Friedrich, blieb ihr Benehmen von diesem Tage an noch kälter und gemessener. Valerie war außer sich vor Freude, als sie erfuhr, daß Friedrich nicht fortreisen werde auf die Universität, von der sie sich keinen Begriff machen konnte, sondern auch ferner bleiben, mit ihr spielen und sie unterrichten werde. Alten, nachdem er seine erste, freudige Aufregung hinter sich hatte, zeigte ein völlig unverändertes Benehmen, führte wenige Tage nachher Friedrich in das Comptoir, ein, stellte ihn den Buchhaltern und Commis vor und übertrug ihm dem Anfange der Lehrzeit entsprechende, durchaus untergeordnete Arbeiten.

Friedrich zeichnete sich durch so große Thätigkeit und Umsicht aus, daß ihm Alten sehr bald wichtigere Geschäfte übertrug. Da er jetzt selbst im Stande war, die Arbeiten seines Schützlings zu beurtheilen, so erkannte er zu seiner großen Freude dessen hervorragende Befähigung zu einem Berufe, dem er selbst angehörte und den er besonders hochstellte. Er theilte ihm bald die französische Correspondenz zu und nach einem halben Jahre auch die spanische, da Friedrich in seinen Mußestunden auch diese Sprache erlernt hatte. Es war im Frühjahre 1805; der erste Consul, jetzt Kaiser von Frankreich, so eben auch zum Könige von Italien ernannt, bereitete sich zu einer Landung in England vor zu welcher er in Boulogne die großartigsten und umfassendsten Anstalten zu treffen begann.

Höre, Friedrich, sagte eines Morgens Alten, als Beide sich allein in dessen Zimmer befanden, ich möchte mit dir über eine wichtige Sache reden. Wir bekommen wieder einen großen Krieg; mag der Napoleon nach England hinüber gehen oder nicht. Oesterreich und Rußland rüsten, ich habe darüber die genauesten Nachrichten, und wir wissen noch immer nicht, was wir thun sollen. Ich befürchte, wir werden so lange zusehen, bis die Reihe an uns kommt.

Es wäre unverantwortlich, wenn Preußen nicht bald eine entschiedene Sprache führte, erwiederte Friedrich lebhaft. Ist die Besetzung Hannovers nicht so gut als eine Kriegserklärung gegen uns?

Mag es sein, wir müssen es abwarten, da wir es doch nicht ändern können; der König ist ein friedliebender Herr, und es gibt Leute in seiner Umgebung — doch lassen wir das, mein Sohn, denken wir vielmehr an uns und was wir in dieser kritischen Zeit zu thun haben. Wir müssen für uns selbst sorgen und für uns selbst handeln, sonst verfallen wir in denselben Fehler, wie diejenigen, die wir tadeln. Ich habe mir die Sache überlegt. Spanien bringt viel, aber ich kann dort auch sehr große Verluste erleiden, und wenn der Krieg losbricht, so werden sie aufhören, zu zahlen und Bestellungen zu machen. Ich will daher das spanische Geschäft aufgeben.

Das ganze Geschäft aufgeben? fragte Friedrich bestürzt.

Ich meine das spanische — vielleicht auch auch später das ganze, wenn es so fortgeht. Glaube mir, es ist besser, man bringt sein Schiff vor dem Winter oder vor dem Sturme in den Hafen und takelt es ab, als daß man es mit voller Ladung und mit Mann und Maus untergehen läßt. Doch spreche ich vorlaufig nur von dem spanischen Geschäfte; das will ich aufhören lassen, um mich nicht großen Verlusten auszusetzen und zwar so bald als möglich. Ich habe noch viele ausstehende Forderungen dort, du weißt das; auch sind wieder viele neue Bestellungen gemacht, das Geschäft ist anscheinend im besten Gange, aber dennoch muß es aufhören, ja!

Sie können das am besten beurtheilen, lieber Onkel; ich besitze in diesen Dingen noch wenig Erfahrung.

Aber du bist ein gescheiter Junge — ich darf dich eigentlich nicht mehr so nennen—, zu dem ich volles Vertrauen habe, hast dich in das Geschäft eingearbeitet und verstehst mehr davon, als die Meisten, die von Anfang an im Comptoir gesessen. Ich glaube fast, daß dein Director Recht hat mit der gründlichen Schulbildung; aber ich will jetzt nicht davon reden, sondern von etwas Anderem — ich möchte dich nach Spanien schicken, willst du gehen?

Mich nach Spanien? rief Friedrich sichtlich überrascht.

Ja, dich. Bist zwar noch jung und dies ist deine erste Reise, aber ich bin überzeugt, du wirst dich mit Klugheit und Umsicht benehmen; ich wüßte keine bessere Wahl zu treffen, selbst wenn ich selber ginge.

So wenig anspruchsvoll und so bescheiden Friedrich auch war, er fühlte sich doch durch diesen Beweis von Vertrauen in hohem Grade geehrt und zögerte daher bei seinem entschlossenen Charakter keinen Augenblick, seine Bereitwilligkeit zu erklären.

Ich habe das von dir erwartet, sprach Alten weiter, und deßhalb Alles zu deiner Abreise vorbereitet. Deine Aufgabe ist, so viel von meinen rückständigen Forderungen einzuziehen, als irgend möglich; du kannst dies nöthigenfalls mit zwanzig bis fünfundzwanzig Procent Verlust thun, nur will ich das Geschäft vollständig abgewickelt haben. Von den ausstehenden Conti habe ich einen Auszug machen lassen; vergleiche Alles nochmals mit den Büchern, sieh' die Correspondenzen ein, nimm mit, was dir nöthig scheint — du hast Zeit, dich unterwegs noch genauer zu informiren—, und reise spätestens übermorgen ab. Je eher du hinkommst, desto weniger Schwierigkeiten wirst du haben.

Friedrich that, wie ihm geheißen, und reiste wirklich an dem bestimmten Tage ab. Alten hatte wieder nicht mit ihm über den Zweck seiner Sendung gesprochen; er hielt dies nicht für nöthig und that niemals etwas Ueberflüssiges. Valerie war ganz in Schmerz aufgelöst, als sie von Friedrich Abschied nahm; sie besaß bereits so viel geographische Kenntnisse, um die weite Entfernung beurtheilen zu können, nur daß sie dieselbe mit ihrer lebhaften Einbildungskraft unendlich vergrößerte.

Alten hatte sehr richtig combinirt. Nachdem Friedrich drei Monate fort war—um von Berlin nach Spanien zu gelangen, bedurfte man damals mindestens eines Monates —, zog sich das Gewitter zusammen, welches schon lange drohend am politischen Himmel gestanden. Napoleon befand sich mit seiner Armee, noch immer England bedrohend, am Meere bei Boulogne, während die österreichischen Heere, sowohl in Italien als in Deutschland, vorwärts marschirten, an der Etsch und bei Ulm feste Stellungen nahmen, und die Russen im Anmarsch waren. Plötzlich erfuhr das überraschte Europa die Gefangennehmung der halben österreichischen Armee bei Ulm durch Napoleon, ohne eine Schlacht, nur nach verhältnißmäßig unbedeutenden Gefechten; auch in Italien mußten die Oesterreicher weichen, und einen Monat später eroberten die Franzosen Wien. Eine französische Siegesnachricht verdrängte die andere, und je fabelhafter diese Erfolge waren, um so mehr stieg die Aufregung in Berlin, wo man immer noch, ohne zu einem Entschlusse zu kommen, an der Schaukel der Zögerungs-Politik festhielt.

Von Friedrich waren längere Zeit alle Nachrichten ausgeblieben; die kriegerischen Ereignisse im Süden Deutschlands hatten die Verbindungen erschwert, theilweise ganz aufgehoben.

An einem Tage des December, wo die Bevölkerung Berlins im höchsten Grade aufgeregt war, weil die Nachricht von dem durch die Franzosen über die Russen erfochtenen Siege von Austerlitz eingetroffen, kehrte Friedrich plötzlich und unerwartet zurück.

Der Zufall wollte es, daß er, von der Post kommend, zuerst Valerie auf der Straße begegnete, die vor Freude so außer sich gerieth und diese auf eine so lebhafte und unverhohlene Weise an den Tag legte, daß Friedrich Mühe hatte, sie zu beruhigen, und die Vorübergehenden neugierig stehen blieben.

Wie du braun aussiehst und was du für einen Bart hast, sagte sie, an seiner Hand weiter gehend und ihn unausgesetzt betrachtend; wenn ich nicht wüßte, daß du keinen Bruder hast, so glaubte ich, du wärest dein Bruder. — Wie sich der Vater freuen wird, er war oft recht besorgt um dich — aber nun eile, eile, gehe nicht so langsam, damit wir nach Hause kommen—ach, wie lange bist du fort gewesen, es ist mir, als ob es ein Jahr her wäre!

Die Ueberraschung Alten's, seinen Pflegesohn so unerwartet gesund und wohl wiederzusehen, war weniger groß, als diejenige, welche ihm bei Anhörung dessen Reiseberichtes zu Theil wurde. Er hatte im Stillen unter den so drohend sich gestaltenden Zeitverhältnissen auf den größten Theil seiner in Spanien ausstehenden Forderungen Verzicht geleistet und erfuhr jetzt, daß fast nichts davon verloren gegangen. Friedrich übergab ihm, nachdem er ausführlich Bericht erstattet, die Summe in sicheren Wechseln auf Berlin, die er sich in Paris, um sich nicht mit baarem Gelde zu belasten, hatte ausstellen lassen. Die Verbindungen selbst waren nicht vollständig aufgehoben, sondern Alles in solcher Weise geordnet, daß sie unter günstigeren Zeitverhältnissen sofort wieder angeknüpft werden konnten.

Alten betrachtete Friedrich, dessen Außeres männlicher geworden, mit einer Art von Respect, indem er empfand, daß er selbst dieses Geschäft wahrscheinlich nicht so vortheilhaft abgemacht haben würde. Friedrich dagegen sprach von der Ausführung seines Auftrages wie von einer selbstverständlichen Sache, ohne sein eigenes Verdienst dabei auch nur entfernt durchschimmern zu lassen.

Ich danke dir, sagte Alten am Schlusse ihrer Unterredung; du hast Alles vortrefflich gemacht, viel besser, als ich es thun selbst hätte thun können. Das Weitere wird sich finden, wir werden darüber reden, ja! Aber jetzt komm'aß uns essen und erzähle uns von Spanien und von Paris und was du alles gesehen hast.

Wenige Tage später kehrte der preußische Minister v. Haugwitz von seiner Sendung zu Napoleon zurück; man hatte erwartet, daß er wegen der Verletzung des ausbachischen Gebietes durch die Franzosen die Kriegserklärung Preußens gegen Frankreich mitbringen würde. Napoleon hatte ihn jedoch erst vorgelassen, nachdem die Schlacht von Austerlitz geschlagen war, und Haugwitz, den veränderten Umständen Rechnung tragend, erging sich statt in Drohungen in Versicherungen der freundschaftlichsten Gesinnungen und brachte statt des Krieges einen Allianzvertrag mit Frankreich und das Danaer-Geschenk Hannover mit, gegen Abtretung von Cleve, Ansbach und Neufchatel.

Die Entrüstung war allgemein; Preußen hatte durch diese schmähliche Politik seine natürlichen Bundesgenossen verlassen, sich zum Vasallen Frankreichs erniedrigt und sich an dessen Raubsystem betheiligt. Wie die Sachen jedoch im Augenblicke standen, nachdem Oesterreich und Rußland niedergeworfen waren, hielt man diesen Vertrag in den maßgebenden Kreisen für einen günstigen, obgleich man von vorn herein entschlossen war, ihn nicht zu halten, und nahm von Hannover Besitz.

Die Lage Preußens wurde immer unhaltbarer. England drohte mit dem Kriege, welcher die Blocade sämmtlicher Häfen und unberechenbare Verluste zur See nebst der völligen Zerstörung des ohnehin schon sehr benachtheiligten Handels zur Folge haben mußte; dabei gewann die von der Königin und von dem Prinzen Louis Ferdinand unterstützte Kriegspartei sichtlich an Macht und Einfluß, so daß ein baldiger Zusammenstoß zwischen Frankreich und Preußen mehr als wahrscheinlich wurde.

Alten war sehr schweigsam geworden, noch mehr als es überhaupt in seiner Gewohnheit lag; er hatte Tage lang allein in seinem Zimmer gearbeitet und dann lange Conferenzen mit Friedrich gehabt. Das Ergebniß davon war, daß er sein Geschäft ganz einstellte, sich selbst davon zurückzog und nur eine Art von Commandite bestehen ließ, deren selbständiger Chef Friedrich wurde, während Alten nur stiller Theilnehmer blieb. Die Ordnung dieser Angelegenheit, das Abbrechen aller außerpreußischen Verbindungen, das Einziehen der ausstehenden Forderungen so wie die sichere und geheim betriebene Anlegung der bedeutenden flüssig gewordenen oder nicht mehr im Geschäfte nöthigen Fonds nahm mehrere Monate in Anspruch. Dann war dies alles abgewickelt. Die Firma Alten u. Co. hatte aufgehört, und an deren Stelle war eine andere, von untergeordneter Bedeutung getreten, Herrwald u. Co., welche jedoch nicht mehr auf den Namen einer Großhandlung Anspruch machte.

Alten hatte leider nur zu richtig combinirt, wenn auch die kommenden Ereignisse nicht von ihm vorausgesehen worden waren und nicht vorausgesehen werden konnten, Ereignisse, welche Niemand, auch nicht der siegesgewisse Napoleon, in diesem Umfange für denkbar gehalten. England und Schweden erklärten den Krieg und stellten Kaperbriefe aus. Vierhundert preußische Handelsfahrzeuge waren bereits vor der förmlichen Kriegserklärung genommen, alle Häfen blokirt, der ganze Handel zerstört. Napoleon, als ob er seinen gedemüthigten Bundesgenossen absichtlich reizen wolle, errichtete den Rheinbund, besetzte die Festung Wesel und untersagte die Stiftung des von Preußen beabsichtigten Norddeutschen Bundes. Die Kriegspartei gewann die Oberhand, die Langmuth und die Bedenklichkeiten des Königs wurden beseitigt. Im August wurde die aus 137,000 Mann bestehende Armee, wovon ein Drittel Ausländer, mobil, obgleich es ziemlich an jeder Kriegsausrüstung fehlte. Dennoch war die Ueberhebung und die Unterschätzung des Feindes und die maßlose Siegesgewißheit an der Tagesordnung, namentlich unter den Officieren. Sie wetzten vor dem Hotel des französischen Gesandten ihre Säbel und ergingen sich in den unwürdigsten und lächerlichsten Demonstrationen.

Es zeigten sich für den ruhigen und vorurtheilsfreien Beobachter dieselben sicheren Vorboten eines unglücklichen Erfolges, wie sechszig Jahre später in Oesterreich, wo man ganz so wie damals in Preußen sich in den maßlosesten Schmähungen des Feindes erging, seinen Untergang als feststehend annahm und nur darüber noch nicht einig war, wo und in welcher Weise er erfolgen würde.

Dem Heere fehlte es an dem Nöthigsten, es war schlecht und dürftig, gar nicht für einen Winter-Feldzug ausgerüstet, nur durch die strengste Zucht, durch den Stock und Spießruthenlaufen wurde die Disciplin aufrecht erhalten, der Tirailleurdienst war gänzlich unbekannt, nur die Artillerie befand sich bis auf die Pferde in gutem Stande. Dieses Heer wurde von einem Greise commandirt, der sich allerdings unter Friedrich dem Großen als guter Corpsgeneral bewährt, aber schon im Kriege gegen Frankreich 1792 und 1793 eine nichts weniger als glanzvolle Rolle gespielt hatte, dem Herzoge von Braunschweig. Er war damals 71 Jahre alt, allerdings neun Jahre älter, als Benedek 1866; dennoch ließe sich leicht zwischen Beiden eine zutreffende Parallele ziehen.

Der König und die Königin verließen Berlin und begaben sich zu der in Thüringen stehenden Armee; man sah der Siegesnachricht mit Sicherheit entgegen, denn noch hatten ja die prahlerischen Franzosen niemals den altbewährten, sieggewohnten Heeren Friedrich's des Großen gegenüber gestanden; endlich war der Augenblick gekommen, um der Welt zu zeigen, daß es nur dieser bedurfte, um Napoleon zu zertrümmern. Mann hatte absichtlich so lange gezögert um den Erfolg um so strahlender und glänzender zu machen.

So die leicht bethörte, aufgeregte, fanatische Menge, so die damaligen berliner Zeitungen, die sich ganz in eben solchen maßlosen und lächerlichen Rodomontaden gegen Frankreich ergingen, wie die österreichischen im Jahre 1866 gegen Preußen.

Den Eindruck, welchen die Nachricht von der verlorenen Schlacht bei Jena in Berlin hervorrief, wollen wir nicht besprechen; die durch übermüthige Selbstverherrlichung und fanatische Aufreizung hervorgerufene Stimmung schlug sofort in das entschiedene Gegentheil um, und man behielt auch gar keine Zeit, um zu irgend einer Sammlung zu gelangen. Eine unglückliche Nachricht, jede ungeheurer und unglaublicher, verdrängte die andere. Am 17. October gelangte die Botschaft von der verlorenen Schlacht nach Berlin, dann brachte ein jeder Tag Unerwartetes, Unglück über Unglück, kaum daß man Alles zu glauben und zu fassen vermochte, und schon rückten am 24. die Franzosen unter Davoust selbst ein. An den Ecken klebten rothe Maueranschläge des Gouverneurs von Berlin mit der später sprüchwörtlich gewordenen Bekanntmachung: Der König hat eine Bataille verloren, j e t z t i s t R u h e B ü r g e r p f l i c h t, ich bitte darum.

Schon zwei Tage später hielt Napoleon selbst seinen Einzug, es war am 27. October, dreizehn Tage nach der gewonnenen Schlacht, am Nachmittage, bei hellem, warmem Wetter. Zuerst eine Schar Mameluken, dann eine Abtheilung Garden, dann er selbst, von seinen Marschällen umgeben.

Langsam bewegte sich der Zug durch das Brandenburger Thor die Linden hinab; auf dem kalten, ruhigen Gesichte des Siegers spielte ein leises, verächtliches Lächeln, als er von der dicht gedrängten Menge mit dem lauten Rufe: Vive l'Empereur! empfangen wurde. Vor einem Jahre, als er auch als Sieger in Wien einzog, hatte ihn die Bevölkerung mit stummem, verhaltenem Schweigen empfangen, so daß er es vorgezogen, sein Hauptquartier nach Schönbrunn zu verlegen; hier ward er mit lautem Jubel aufgenommen. Er stieg im Schlosse ab, und die Garden bivouakirten auf dem Schloßplatze; die Stadt war Abends glänzend erleuchtet zur Feier des Einzuges des französischen Kaisers, welcher einen ganzen Monat in Berlin verweilte.

In dieser Zeit vollzog sich die traurige Auflösung der preußischen Monarchie; die Festungen, darunter Magdeburg und Stettin, capitulirten fast alle, ohne daß ein Kanonenschuß abgefeuert wurde, mehrere schon beim Herannahen einer feindlichen Cavallerie-Abtheilung; die Trümmer des Heeres wurden gefangen genommen oder zerstoben in alle Winde. Der König hatte sich nach Preußen zurückgezogen, fast ohne alle Hülfsmittel; die Franzosen folgten auf dem Fuße. Es schien Alles verloren, obgleich die Russen jetzt ihr Kriegsmanifest gegen Frankreich erließen — was hatte Preußen von d i e s e m Sieger zu hoffen!

(Fortsetzung folgt.)

— Eine neue Art von Versicherung ist in England durch die Wahlen in's Leben gerufen worden. Nicht etwa gegen Brandschäden, Hagelschlag oder Eisenbahnunfälle, sondern gegen die Gutsbesitzer, denen es in den Sinn kommen sollte, Pächtern, die nicht nach ihrem Sinne stimmen, die Pacht zu kündigen. Die Leute von Berkshire haben damit begonnen, indem sie unter sich eine Summe zeichneten, um diejenigen schadlos zu halten, die wegen mißliebiger Abstimmungen ihre Pacht verlieren sollten. Das Ganze ist fein erdacht, doch gereicht die Nothwendigkeit, zu solchen Mitteln zu greifen, den großen Grundbesitzern Englands wahrlich nicht zur Ehre.